

btb

Buch

Es ist tiefster Winter in Schweden. Ein geheimnisvoller Brief weckt Marta aus ihrer jahrelangen Einsamkeit. Sie hatte einst große Schuld auf sich geladen und sich daraufhin von allen Menschen zurückgezogen. Als ihr einstiger Geliebter Kostj sie nun um ein Treffen in einem verlassenen Grubenort hoch oben im Norden des Landes bittet, macht sie sich widerstrebend auf den Weg. Doch es wird eine Reise zurück in Leben. Schließlich gelangt sie an den verlassenen Ort, an dem Kostj angeblich auf sie wartet ...

Autor

Elisabeth Rynell, geb. 1954, lebt in Umeå. 1975 publizierte sie ihren ersten Gedichtband, der großes Echo bei Kritik und Publikum fand. Danach mehrere Gedichtsammlungen, einen Roman und Essays. Ihren großen Durchbruch als Romanschriftstellerin hatte sie in Schweden mit dem Roman »Schneeland«, der autobiographische Elemente enthält. Hans J. Geißendörfer wurde für die Verfilmung mit Starbesetzung (Maria Schrader, Ulrich Mühe, Julia Jentsch) 2005 mit dem deutschen Filmpreis ausgezeichnet.

Elisabeth Rynell bei btb

Schneeland. Roman (72377)

Elisabeth Rynell

Die Silberspange

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Verena Reichel*

btb

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»Till Mervas« im Albert Bonniers Förlag, Stockholm.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2007, btb Verlag

Copyright © der Originalausgabe 2002 Elisabeth Rynell

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005 btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Getty Images/Johansson

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

SR · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-73712-3

www.btb-verlag.de

Das Leben muss eine Erzählung sein,
sonst wird man darunter zermalmt

Wie das Feuer, habe ich gedacht,
hat auch die Erzählung einen Ort, eine Stätte.

Daraus erhebt sie sich dann und brennt.
Brennt ihr Märchen aus.

Eins

7. November

Es kam ein Brief. Ein paar Zeilen nur, auf ein Stück Kopierpapier gekritzelt.

Marta, Mart! Ich bin in Mervas. Weiter weg kann man nicht kommen. Und näher auch nicht. Dein Kosti.

Das war alles. Und er hatte bestimmt zwanzig Jahre lang nichts von sich hören lassen. Ja, ich habe die Jahre nicht gezählt, damit habe ich schon lange aufgehört. Und jetzt schickte er mir diese Nachricht, das war, wie einen starken Wind ins Gesicht zu bekommen, in einem Übermaß an Luft nach Atem zu ringen.

Ich las den Brief wieder und wieder. Mein erster Gedanke war, dass es ein Bluff sei. Dass jemand mich ärgern wollte. Aber wer sollte das sein? Ich habe keine Freunde, niemand weiß, dass eine solche kryptische kleine Nachricht von Kosti mir etwas bedeuten würde, niemand außer möglicherweise Kosti selbst. Und jetzt hatte er sie geschrieben. Ein Ruf vom einen Ende des Lebens zum andern, ein Ruf quer durch die Jahre. Und aus Mervas. Was war Mervas?

Ich weinte. Eine Trauer überkam mich, die so ungeheuer war, dass ich nicht wusste, wie sie beherbergen. War doch ich selbst es, die ich betrauerte, war es doch mein Leben, das ich betrauer-

te. Als sei ich zu meinem eigenen Begräbnis eingeladen worden und stünde jetzt am Sarg, wo alles beendet und entschieden war, wo das Leben zum ersten Mal als etwas Vollbrachtes und Abgeschlossenes betrachtet werden konnte, dem nichts, absolut nichts, hinzuzufügen war. Und ich weinte über all das, was verlorengegangen war, alles, was fehlgeschlagen und in die Irre gegangen war. Meine Tränen waren unwirklich heiß, sie liefen am Hals entlang und hinab über die Brust, und ich spürte sie auf dem ganzen Weg, wie heiß sie waren, unwirklich, sonderbar heiß, als wären vulkanische, kochende Quellen in mir versteckt gewesen, die jetzt überliefen.

Um nicht zu zerbrechen, begann ich zu gehen. Ich ging von der Küche durch die Diele ins Wohnzimmer, hinüber zum Schlafzimmer und wieder zurück. Und die düstere kleine Wohnung wurde zu einer Traumlandschaft, durch die ich mich bewegte, die Tränen ließen alles da drinnen verschwimmen, bis an die Grenze zur Auslöschung, und in einer Art von starker und gesättigter Abwesenheit hob ich Gegenstände an, berührte, was sich zufällig in Reichweite befand, eher wie eine Blinde als eine Sehende, es waren die Finger, die sahen, die Fingerkuppen; die Augen waren anderswo.

So muss ich stundenlang gegangen sein. Die Trauer drohte mich zu zersprengen, ich würde zerbrechen wie ein Tongefäß in allzu starker Hitze. Ich betastete Topfpflanzen, einen Stein, Bücher, Möbel und Lampenschirme. Ich hob einen Becher, einen Stift, und es dunkelte im Zimmer, ich fühlte gleichsam in der Haut, wie es dunkelte, und das Mittagsgrau senkte sich immer dichter auf Fußboden und Wände herab.

In meinem Kopf hallte die idiotische kleine Wendung »ein Brief bedeutet so viel« wider, und ich wurde sie nicht los, die einschmeichelnde Stimme verfolgte mich höhnisch, wohin ich auch ging. Ich wusste ja, dass der Brief, den ich bekommen hatte,

kaum ein Brief war, und trotzdem, trotzdem lebten die wenigen Worte, die er geschrieben hatte, in mir, sie hatten mich geweckt, mich aufgerüttelt, mich an etwas erinnert über mein Leben: dass ich es war, die es lebte, dass ich es war, die dazu bestimmt war, es zu leben. Denn das hatte ich vergessen. Davon hatte ich mich ferngehalten. Und ein Mensch kann sich tatsächlich in seinem eigenen Leben verstecken, sich da drinnen zwischen all den kleinen Einzelheiten und Lebensaufgaben vor dem Leben verstecken, sich in sich selbst vor sich selbst verstecken. Das weiß ich, das wusste ich damals schon, obwohl ich mich nicht darum scherte.

Schließlich ging ich hinaus ins Badezimmer und machte die Lampe an. Ohne mich im Spiegel angeschaut zu haben, füllte ich das Waschbecken mit kaltem Wasser und tauchte mein heißes, vom Weinen geschwollenes Gesicht hinein, hielt es da unten im eiskalten Wasser, bis es vor Kälte schmerzte. Dann richtete ich mich langsam auf und begegnete meinem Bild im Spiegel. Ich habe mein Gesicht nie gemocht, irgendwie war es mir nicht möglich, es als harmonisches Ganzes zu sehen. Da stand ich nun. Das Gesicht, groß und unausweichlich, türmte sich wie ein herannahendes Unwetter im Spiegel auf. Alt war es, wie ich sah. Und hässlich. Es war ein hässliches Gesicht, das mich in einem scheußlichen Manöver zugleich anstarrte und in mich hineinkroch und auf sich selbst hinausstarrte. Ich war alt und hässlich, und da stand ich nun. Ein Brief war von der anderen Seite der Zeit gekommen, und mein blindes und selbstgenügsames Von-Tag-zu-Tag-Leben war auf einen Schlag entzweigegangen. Jetzt hielt ich das ganze Leben in den Armen, und es glich einem gehäuteten Tier, einem gehäuteten, aber noch zappelnden, lebendigen Tier. Und ich zitterte davon, es zu halten, zitterte vom Grund meiner selbst her. Und mir kam der Gedanke, ich wusste auf einmal, wie ich da stand, dass ich mein ganzes Leben lang auf

ihn gewartet hatte, mein ganzes erwachsenes Leben lang hatte ich mich gesehnt, hatte ich einen kleinen Platz frei gehalten, einen geheimen, versteckten Platz für ihn, für Kostî. Und dieser Platz war das Einzige von Bedeutung gewesen, das, was mich am Leben gehalten hatte, obwohl ich nicht hatte wissen wollen, dass es ihn gab. Jetzt hatte ich mich ertappt, auf frischer Tat ertappt. Auch ich hatte mich von einem Traum tragen lassen. Das Leben reicht nicht fürs Leben aus. Das muss vielleicht so sein.

Ich stand wie gebannt vorm Badezimmerspiegel und starrte in das Gesicht, das meines sein sollte. Hat man sich einmal im Leben verirrt, dachte ich, geht man später immer tiefer und tiefer in die Irre. Während die Jahre sich um einen schließen wie ein Dickicht. Immer dichteres Jahresdickicht, Dickicht von Jahren, Dickichtjahre.

Die Wohnung lag jetzt im Dunkeln. Mervas, dachte ich verschwommen. Was für ein Ort ist Mervas? Ich stand in der Küche und hatte die Lampe über dem Tisch angemacht. Da lag sein Brief, wie aufgeschlitzt. Blaue Tinte. Ich hatte es vermieden, die Tränen darauf fallen zu lassen. Er hatte immer mit blauer Tinte geschrieben, Worte, die von Tränen verwischt werden. *Dein Kostî*, stand da. *Dein Kostî*, hatte er geschrieben. Wie konnte er? Nur die wirklich Einsamen wissen, wie es ist, ein verlorenes Kind in der Welt zu sein, ein verlorenes Kind in dem großen Krieg. Aber vielleicht ist jeder einsam, mehr oder weniger. Noch mit einem leichten Zittern in den Händen faltete ich das Papier zusammen und steckte es in den Umschlag zurück. Es kam kein Weinen mehr, keine heißen Tränen, die Quellen waren wohl versiegt. Alles, was ich fühlte, war ein trockener Krampf im Brustkorb, das Gefühl, dass etwas Untröstliches von mir trank und sich nährte. Ich tat mir selbst nicht leid, glaube ich, nicht einmal damals. Ich bin es nicht wert. Doch mein Leben schmerzte in mir. Es regte sich wie ein Kind, wie ein Fötus, ein Bündel aus

hämmerndem und zappelndem Willen. Es ist unerträglich, erinnere ich mich, dass ich dachte. Genau dieses Wort, unerträglich.

In der Dunkelheit meines Lebens gibt es eine Stadt. Es ist eine große Stadt, vermutlich eine Hauptstadt. Alle Wege führen in sie hinein, hinein in die Dunkelheit, wo sie sich verlieren. Ich weiß, dass es diese Stadt gibt, dass sie Häuser und Straßen hat wie andere Städte, dass sich da drinnen Leben abspielt, Erzählungen, die geformt werden, Begegnungen, Szenen. Aber in der Dunkelheit ist nichts zu erkennen. Sie ist wie ein Gewebe aus Stummheit, das ins Zentrum meines Lebens eingeklopft wurde, Faden um Faden aus Schweigen. Und ich fürchte mich vor dem Dunkel, ich weiß, dass aus dem Dunkel alles Erdenkliche hervorbrechen kann; blanke, verblendete Gewalt, eine Raserei wie ein Waldbrand; es gibt Ungeheuer da drinnen, die mich zu einem immer ängstlicheren Menschen gemacht haben, Ungeheuer, die im Dunkel ausgebrütet werden, und ich will nicht sehen, will nicht wissen. Mitunter bilde ich mir ein, dass die Stadt Dunkelheit ansaugt, dass sie sich gierig mit mehr und mehr Dunkelheit füllt und wächst, schwillt – und dass sie auf diese Weise gleichsam aktiv ist wie ein umgekehrter Vulkan. Ein Krater, der trinkt und einsaugt, statt zu speien.

Aber als ich jetzt am Küchentisch stand und auf den Umschlag schaute, in den ich gerade Kostis Brief gesteckt hatte, sah ich plötzlich etwas wie einen Schimmer von der dunklen Stadt, als sei sie blitzartig beleuchtet worden, ein grellweißer Schein, rasch durch sie hindurchgepumpt, ein Herzschlag. Vielleicht musste ich mich in diese Stadt hineinbegeben, vielleicht ist sie doch nicht für immer im Dunkel versenkt, Licht könnte da hineinwehen, ein Wind aus Licht.

Es war jetzt richtig Abend geworden, und ich spürte, dass ich gehen musste, raus aus der Wohnung, raus aus allem, was sich dort in den Wänden abgelagert hatte, all die Jahre, deren säuerli-

cher Atem mich heute Abend ersticken könnte. Ich fischte einen Kamm aus dem Badezimmerschrank und zog ihn lieblos und grob durch meine halblangen, mittlerweile ergrauten Haarsträhnen. Dann malte ich mir die Lippen rot und tupfte etwas Puder auf die vom Weinen geschwollene, porige Haut. Nur raus aus der Wohnung, dachte ich, vielleicht in den Laden und etwas zu essen kaufen, irgendwas.

Es war Mittagszeit und November. Die Luft probierte, kalt zu sein, mit Flecken aus Eis auf dem Asphalt, wo es vorher feucht gewesen war. Der Wind war schwach, und ich ging eine Runde durchs Viertel. Kastenförmige zweistöckige Häuser, um Höfe herum angeordnet, und ein paar freistehende Punkthäuser. Ein Wohnviertel, die Straßen wirkten wie gelangweilt, das ganze Gebiet in einem unterdrückten Gähnen gefangen. Ziellos lief ich vor mich hin, und plötzlich stand ich wieder vor meiner Haustür. Ich wusste nicht wohin, und der Gedanke an den Laden machte mir nur Angst, dort war heute Abend für mich zu viel Licht. Ich wollte nicht mit dem Korb am Arm herumlaufen und in Waren kramen, auswählen und überlegen, es schien unmöglich, widerwärtig. Und ohne mich eigentlich zu irgendetwas zu entschließen, ging ich in ein kleines Restaurant in der Nachbarschaft, das kürzlich eröffnet hatte, ein Lokal, das ich noch nie zuvor besucht hatte und nicht einmal daran gedacht hatte, es zu besuchen, ich bin kein Mensch, der ins Restaurant geht. Jetzt ging ich da hinein und setzte mich an einen Tisch. Ein seltsames Gefühl von Unwirklichkeit erfüllte mich, ein befreiendes Gefühl, nicht ich zu sein, sondern jemand anders, vielleicht in einem Film, eine Person außerhalb meiner selbst, in der ich mich für eine Weile zum Schein niederlassen konnte. Ich bestellte etwas zu essen und eine kleine Karaffe Rotwein, und später noch ein Glas Rotwein und eine Schachtel Zigaretten. Was heißt ich, es war diese Frau aus dem Film, die es tat. Sie war eine müde Frau in den mittleren

Jahren wie ich selbst, aber interessanter und selbstbewusster. Jetzt saß sie da und trank sich einen leichten Rausch an, während das kleine gemütlich rot dunkle Lokal ihr Leben reflektierte wie eine Kristallkugel. Sie sah all die Bilder und ließ sie kommen, ohne sich dagegen zu wehren. Sie saß da und blickte in den schönen roten Wein im Glas, während Gedanken und Bilder frei herumstreunten, es war, als sähe sie jetzt ihr Leben in diesem Glas, und sie beugte sich darüber, als wolle sie es von nahem, gründlicher betrachten.

Ein Brief ist gekommen, dachte ich, und eine plötzliche Furchtlosigkeit erfüllte mich, ich wollte auf irgendeine Art die Zeit spüren, all die Jahre nach Kostis spüren, wie das Leben geworden ist, wie alles geworden ist. Dass ich Mutter wurde, dass auch ich eine Mutter wurde und ein Kind gebar, einen Jungen, meinen missgestalteten, lebensuntauglichen Jungen. Und jetzt sah ich die Jahre, die Monate, die Stunden, die Minuten, die mit ihm verbunden waren, die sonderbare Langsamkeit, Millimeter für Millimeter von grauer, leise summender Langsamkeit gemeinsam mit dem Jungen. Es war wie eine in mein Leben eingeschobene Zeit der Zeitlosigkeit, und als ich ins Glas schaute, sah ich diese Jahre, wie sie sich leicht bewegten. Damals war ich in dieser Zeitlosigkeit aufgegangen, hatte mich davon ernähren lassen. Ich war in diesen Jahren nach Kostis eine Mutter gewesen, die Mutter eines hilflosen Kindes, und obwohl dieses Kind jetzt nicht mehr lebte, wagte ich zu denken, dass ich weiterhin seine Mutter geblieben war und in der Zeitlosigkeit mit ihm gelebt hatte. Und vielleicht war es das, was mich an Kostis Brief so hart getroffen hatte, dass er diese Zeit wieder in mir wachgerufen hatte. Und es tat sehr weh. Die Zeitlosigkeit ist eine Art Tod, den jemand sucht, der nicht leben kann oder nicht den Mut dazu hat. Aber trotz des Schmerzes merkte ich, dass etwas in dem, das an diesem Tag in mir wachgerufen worden war, mich auch verlock-

te, ein Reiz in den Erinnerungen und Bildern, die mich jetzt blitzend durchrasten. Es war, als hätte ich mir eine lange Zeit gefehlt. Als wäre ich sehr lange verlassen gewesen.

10. November

Sein Gesicht. Schwer und unlesbar. Der Mund außer Kontrolle und ständig feuchtblank, eine Öffnung nur, die zufällig dahin geraten war. Als könnte er gleichsam seinen eigenen Mund nicht erreichen, nicht ganz bis zu ihm vordringen, als wäre etwas abgeschnitten worden, ein Weg, der ihn mit seinem eigenen Körper verband.

Auch in den Beinen, in den Händen war seine Anwesenheit halb schlafend und irgendwie verschwommen. Er drang nirgends zu sich selber vor. Außer in den Augen. In den Augen war er anwesend. Der Blick, der sich aus dem großen, toten Körper herausstreckte, der sich aus dem scheinbar sinnlos zusammengefügt Gesicht hervortastete. Schon als Neugeborener hatte er diesen Blick. Und er traf mich. Von Anfang an war da eine Nähe, so fundamental, dass ich auf Anhieb wusste, ich würde ihm nie mehr entkommen. Ein Blick direkt in mein Leben hinein.

An die erste Zeit nach seiner Geburt erinnere ich mich wie an ein Erdbeben. Ein Beben bis hinunter ins Urgebirge. Ich war so frisch entbunden, so frisch geöffnet. Ich brannte vor Anwesenheit. Einen Tag und eine Nacht ließ man uns in Ruhe, den Jungen und mich. Dann kamen sie und rissen uns auseinander. Dann stahlen sie mir den Jungen.

Es war in einer Röntgenabteilung, lauter eigentümliche kleine Zellen mit einem Vorhang davor. Ich saß in einer solchen Zelle und wartete darauf, dass sie den Jungen zurückbrachten. Die Zellen rings um mich waren leer, die ganze Station schien verlassen. Vielleicht war es ein Feiertag. Meine Brüste hatten sich während der Nacht, die vergangen war, mit etwas gefüllt, das sich wie Zement anfühlte. Sie waren riesig. Steinhart. Und so empfindlich, dass mich allein schon die leichte Berührung durch die Kleidung vor Schmerz schaudern ließ. Ich glaube, ich war ganz neugeboren. Genauso neugeboren wie mein kleines Kind, das sie gerade weggetragen hatten. Und in dieser neuen fremden Welt gab es nur ihn, nur das Kind, nur diesen Blick, diesen Geruch, das Gefühl von seinem eifrig suchenden kleinen Mund um meine Brustwarzen herum.

Es dauerte lange, wie ich mich erinnere. Dann ertönten von fern Schritte und Stimmen in dem Labyrinth aus Zellen. Ich saß angespannt da und lauschte. Eine Männerstimme war zu hören:

- Ich habe einen Platz auf der Neunzehn besorgt!

Da war ich schon draußen und rannte wie eine Blinde durchs Labyrinth. Plötzlich stand der Arzt da, er, der gerufen hatte, und ich stürzte mich auf ihn.

- Wo ist der Junge?, schrie ich, während meine Hände wie rasend gegen seine Brust hämmerten. Wohin habt ihr mein Kind gebracht?

- Beruhigen Sie sich!, sagte der Arzt und packte mich an den Handgelenken. Beruhigen Sie sich, dann erkläre ich es Ihnen.

Aber ich war nicht ruhig. Ich versuchte den Arzt in die Richtung mitzuziehen, in der ich meinte, dass sie mit dem Jungen verschwunden waren.

- Geben Sie mir mein Kind JETZT!, brüllte ich. Ich will mein Kind, ich will mein Kind, ich will mein Kind, ich will –

Ich brach weinend zusammen, und der Arzt, den ich gerade

noch zu schlagen versucht hatte, konnte jetzt seinen Arm um mich legen und mich in eine der Zellen führen.

- Wenn Sie versuchen, sich etwas zu sammeln, werde ich Ihnen erklären, was geschehen ist, sagte er sachlich und ziemlich streng.

Er zog einen Stift aus der Brusttasche, und ich hasste ihn. Rede nur, dachte ich. Ich weiß, dass du lügst. Ich weiß, dass du mir meinen Sohn gestohlen hast, damit ihr ihn vernichten könnt. Mein Hass war so stark, dass er wie eine Fliege in einem Salzsäurebad aus dem Zimmer hätte weggebrannt werden müssen.

- Sie wollen meinen Sohn vernichten, sagte ich zu dem Arzt.

- Nein, das wollen wir nicht. Wir wollen versuchen, ihm zu helfen. Ihr Sohn ist ernstlich krank, und jetzt verlange ich, dass Sie sich zusammenehmen und mir zuhören.

Er zeichnete etwas auf das Papier, das die Liege in der Zelle bedeckte, und erklärte, wie verkehrt es in dem Kopf des Jungen aussah. Ich glaubte nichts von dem, was er sagte, und hörte nur mit halbem Ohr zu, ich wusste ja, dass sie den Jungen geholt hatten, um seinen Kopf zu zerstören. Ich wusste auch, dass das Einzige, was mein Sohn wirklich brauchte, ich selbst war, und dass es jetzt galt, ihn zu retten.

- Ich will sofort auf die Neunzehn, wo mein Kind ist, sagte ich, als der Doktor zu Ende geredet hatte.

- Das geht nicht, sagte er. Erst müssen Sie zurück auf die Entbindungsstation. Sie müssen aus der Entbindungsstation entlassen werden, ehe Sie ins Kinderkrankenhaus kommen können.

- Dann soll die Polizei kommen und mich auf die Entbindungsstation zurückbringen. Ich muss jetzt zu dem Jungen.

Ich spürte, dass ich stark genug war, um das ganze Krankenhaus umzukippen, falls es sich als notwendig erweisen sollte.

Der Arzt konnte seine Gereiztheit nicht verbergen. Aber schließlich gab er halbwegs nach.

- Nun, es gibt jedenfalls keinen Platz für Sie auf Kinderstation Neunzehn. Das ist eine Wachstation. Dort können Sie nicht über Nacht bleiben.

Dann gingen wir schweigend durch das riesige Krankenhaus, hinüber zu der fernen Kinderstation, in die sie mein Kind gebracht hatten.

Als ich den trübe beleuchteten Saal betrat, in dem der Junge liegen sollte, glaubte ich für einen Moment, ich sei in der Hölle, so wie Hieronymus Bosch sie dargestellt hat. Föten mit überall an den unbegreiflichen kleinen Körpern festgeklebten Schläuchen und Röhren lagen stark beleuchtet in ihren Brutkästen, exponiert wie vorgeschichtliche Funde oder Kronjuwelen in den Vitrinen der Museen. Überall im Raum, zwischen diesen Brutkästen, standen die durchsichtigen Säuglingswagen, und mein Blick fiel sofort auf ein Kind mit leuchtend weißen Klebstreifen, die offenbar die unnatürlich runden Backen zusammenhielten. Ein heftiger Ekel erfüllte mich, und ich dachte, sie hätten die Backen des Kindes verklebt, um sie zusammenzuhalten, da sie sonst wie Geschwülste zu den Seiten des Kopfes herunterfallen würden. Mein Blick suchte weiter im Halbdunkel, und da, ganz hinten im Raum, entdeckte ich den Jungen. Das erste, was ich sah, war, dass sie auch ihm die Wangen verklebt hatten, schmale weiße Klebstreifen zerrissen sein kleines Gesicht, es war, als hätten sie ihn gezeichnet, wie man ein Opfertier zeichnet.

Aus meinen Brüsten, die den ganzen Tag unter dem Druck des erstarrenden Zements, der sie füllte, fast geborsten wären, fing es beim Anblick des Jungen an zu sickern. Mit geschlossenen Augen beugte ich mich über das Bett, um endlich seinen Duft einatmen, um seine Haut mit der meinen berühren zu dürfen. Behutsam schlug ich dann die Decke zurück, um ihn hochzuheben, als ich sah, dass die Klebstreifen an seinen Backen einen kleinen Schlauch festhielten, der in das eine Nasenloch führte. Eine Son-

de. Eine Nahrungssonde. Sie wollten nicht zulassen, dass ich ihn stillte, dachte ich. Er sollte nicht mehr bei mir liegen und mit dem wirr eifrigen Mund meine Brustwarzen einfangen und trinken dürfen. Sie dachten, dieser Junge wäre so krank, dass es keiner Mutter bedurfte, dass er eine neue, klinische Mutter bekommen sollte, eine autorisierte, männliche.

Ich erinnere mich, dass ein Gefühl von etwas Unrechtem mich schüttelte und jede Zelle meines Körpers erfasste. Eine Weile stand ich da, den Jungen an mich gedrückt, und weinte. Dann legte ich ihn ins Bett zurück und ging hinaus in das Sprechzimmer. Dort saß ein Arzt an einem Schreibtisch und telefonierte.

- Warum habt ihr meinem Kind eine Sonde angelegt?, fragte ich und strengte mich bis aufs äußerste an, ruhig zu sprechen, nicht zu spucken, mich nicht auf den Mann am Schreibtisch zu stürzen und ihn nicht mit dem Telefonhörer niederzuschlagen.

- Gedulden Sie sich bitte eine Moment, ich telefoniere, wie Sie vielleicht sehen, sagte er.

- Ich will wissen, warum ihr meinem Kind eine Sonde angelegt habt!, schrie ich. Er kann selber trinken. Ich muss ihm die Nahrung geben. ICH! Hören Sie? ES IST MEIN KIND!

- Entschuldigung, sagte der Arzt ins Telefon, aber ich glaube, ich habe eine stillwütige Mutter am Hals.

Er drehte sich zu mir.

- Um welches Kind geht es?, fragte er.

Die folgenden Tage waren ein langsamer Abstieg in ein unterirdisches Reich, eine Abgrundwelt, in der Gesichter in grellen Farben in der Luft herumtanzten, in der Stimmen zubissen, als hätten sie Zähne. Überall suchte ich den Jungen, und überall nahm man ihn mir weg, Punkt für Punkt, nach Formularen, die so unantastbar waren, dass sie von keiner irdischen oder himmlischen Instanz in Frage gestellt werden konnten.

- Wir finden es praktischer, ihn mit der Sonde zu ernähren, da wir exakt messen wollen, wie viel er zu sich nimmt. Lassen Sie sich eine Brustpumpe aufs Zimmer bringen, dann können wir Ihnen vielleicht mit der Zeit erlauben, ihm die Flasche zu geben.

In den ersten Tagen versuchte ich mich zu verteidigen, indem ich mich in eine Bärin, Löwin, Tigerin verwandelte ... doch die Hohepriester ließen sich nicht von irgendwelchen Muttertieren erschrecken, sie verstanden nicht den Sinn von Worten wie Mutter, Milch, Münder, sie verstanden nicht, was Jahrtausende alte Erfahrung und Leidenschaft in einem Menschen zum Leben erwecken konnten. Sie erkannten nicht, wie nahe sie daran waren, mich in den Wahnsinn zu treiben, da sie die Kräfte ignorierten, die mich zu zerreißen drohten.

Eines Abends, als ich in dem kleinen Zimmer saß, das ich auf der Station für mich durchgesetzt hatte, kam eine Krankenschwester herein und flüsterte:

- Sitzen Sie hier nicht mit Ihrer Pumpe! Holen Sie sich den Jungen und stillen Sie ihn, egal was die Ärzte sagen, die kapieren ja doch nichts!

Aber da war es schon zu spät, die Klauen der Tigerin waren beschnitten und die Zähne gezogen. Die Milch war im Begriff zu versiegen, und ich wagte es nicht, den Jungen an die Brust zu legen. Obwohl der Junge die guten Stunden an der Brust bestimmt gebraucht hätte. Genau wie ich. Als er eine Woche alt war, begann ein Arm seltsam zu zucken, und zugleich fing er an zu weinen. Es war ein Weinen, das nicht aufhörte. Es hielt Tage und Nächte lang an, jeden Moment, in dem er wach war, und oft sogar, wenn er schlief. Er weinte, bald heiser und erschöpft, bald schrill und schneidend.

Und mitten in dem Laut dieses Weinens lebte der Blick, der Blick des Jungen. Mitten in dem Weinen steckte er wie ein Kern, und er bohrte. Bohrte seine Frage in die Welt hinein.